

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 28. Juni 1912 (Zweiter Theil.)

Nummer 46

Abendfrieden.

Es dampft die Schüssel im kleinen Haus.
Nun, müde Leute, nun ruhet aus,
Der Tag war schwer, und der Sonne Blut
Meinte es mit der Ernte gut,
Zu vollen Lehren reifte der Reim,
Das Korn, das goldene brachte man
heim!

Die Jungen, die Alten wissen es gut,
Wie wohl der Frieden am Abend tut.
Der krumme Rücken, er hebt sich
frisch,
Ein Lächeln wach auf am gedeckten
Tisch,
Und alle fühlen's: „Immer ist noch
Der Hunger gewesen der beste Koch!“

„Unsere Tochter“

Eine Kindheits-Erinnerung von
D. Drost.

Es ist ganz sonderbar, daß es Erinnerungen aus der Kindheit gibt, die nie verblasen. Oft hat man nach Wochen ein Ereignis total vergessen, ist selbst mit Anstrengung nicht imstande, es ins Gedächtnis zurückzurufen, während eine viel weiter zurückliegende Erinnerung unverrückbar feststeht.

Alljährlich im Frühjahr steigt meine Jugend vor mir auf und mit ihr das Bild meiner kleinen Freundin Helene. Da bin ich wieder der wilde zehnjährige Bube, sehe das alte, einstöckige Haus und den nicht allzu großen Garten, der sich daran schloß und das Tummelfeld unserer Spiele war. Ja, nur dann sehe ich sie, die kleine Helene, in ihrem schwarzen Trauerkleiden. Ich spüre wieder den Duft des blühenden Fliederstrauchs, unter dem Helene am liebsten saß, hierherlaufend und erschröckend blüht. Auch Rosenstöcke gab es, mit halbgeschlossenen Knospen, die ich vorzeitig abrieb, um in kindlicher Neugier die noch fest zusammengeballten Blütenblätter zu lösen. Brau meine Neugier befriedigt, dann warf ich die zerblühten Knospen Helene in den Schoß, die mich mit ihren schönen Augen traurig an- sah.

„Böser Hans, jekt hast du sie getötet!“
Wie weich das müde Stimmchen klang!

Mir ist, als hätte ich nie wieder so farbenprichtige Schmetterlinge gesehen, wie daheim in dem alten Garten; ich verfolgte sie voll Eifer — und wenn ich sie Helene brachte, nahm sie die Tierchen wohl in die Hand — aber nur, um sie dann wieder fliegen zu lassen; aufspießen durfte ich niemals einen, das litt sie nicht.

Im Winter, wenn alles im Garten von Millionen Eiskristallen glitzerte, die gefrorenen Zapfen an den weißen Baumästen hingen und der Schnee unter den Füßen knirschte, da war's erst herrlich. Einmal schickte wir den großen Plan, ein Schneehaus zu bauen und darin uns zu verbergen, wir Drei, Helene, ich und eine große Puppe, die abwechselnd „Marie“ und „unsere Tochter“ hieß. Eine Pracht- puppe mit blauen Augen unter natürlichen Wimpern, feidenweißen blonden Haaren, ein herrliches Spielzeug, das mich bei meinen Kameraden unmöglich gemacht hätte; aber was würde ich nicht getan haben, wenn es Helene forderte, und außerdem: ich spielte gern mit der Puppe!

Helenes Zauber bestand in ihrer ersten Sanftheit, die so anders war als das Wesen anderer Kinder, die ich bis dahin kennen gelernt. Sie war klein, zerküßlich. Ihre Mutter war an der Schwindsucht gestorben.

Auf mich, den wilden, ungebildeten Buben, übte dieses sanfte, kleine Mädchen einen unbedingten Reiz aus. Vielleicht erweckte dieses unschuldige Kind, dessen Füßchen so leicht über die Treppen des alten Hauses glitten, in dem Knaben zuerst den Kultus des Weibes, den ja oft genug die grausamsten Enttäuschungen des Lebens nicht ganz vernichten. Von dem Tag an, da sie wie ein kleiner schwarzer Schatten im Garten aufleuchtete, war der wilde Junge ihr verfallen. Wenn wir nicht im Garten spielen konnten, war ihr Zimmerchen unser liebster Spielplatz. Wir saßen auf dem alten verblühten Teppich, der wohl bessere Tage gesehen, und spielten mit allen Spielsachen, die Helene noch von ihrer Mutter her hatte, die sie mit ängstlicher Sorgfalt hütete. Manchmal sprach das kleine Ding ganz seltsame Dinge, von denen man nicht begriff, wie ein Kind dazu kommt; sie auszu-

sprechen. Zum Beispiel: Mir ver-
setzte ein Kanarienvogel; als Vene da-
von erfuhr, fragte sie mich nach einer
Weile:

„Hast Du Angst vor dem Ster-
ben?“

„Ich — weiß nicht,“ entgegnete ich
zögernd.

„Ich fürchte mich nicht! Wir müs-
sen alle sterben.“

„Ja, aber wenn man tot ist, ist
man ein Seufzer,“ meinte ich nachdenk-
lich. Helenes Resignation ging mir
nicht recht ein.

„Nein, wenn man tot ist, sieht man
Mama und die Engel und den lieben
Gott.“ Das kleine, zarte Gesichtchen
gab ganz verflärt aus.

Helene wurde krank, so krank, daß
ich nicht mehr zu ihr durfte. Ich sah
sie erst wieder, als sie steif und unbeweg-
lich auf ihrem Bettchen lag, so steif wie
Marie, die Puppe, die mit ihren
blauen Glasaugen gleichgültig vor sich
hinstarrte. Es duftete nach Flieder
im dem Zimmer, mir war das Herz
zum Brechen schwer, es war das erste-
mal, daß mir eine Ahnung des großen
Gedehniswes aufging, das uns trennt
von denen, die wir lieben.

Monate vergingen; ich war in die
Stadt aufs Gymnasium gekommen.
Die äußeren Veränderungen in mein-
em Leben hatten den Schmerz um die
verlorene kleine Freundin ein wenig
in den Hintergrund gedrängt. Aber
immer, wenn ich in den Ferien heim-
kam, erwachte er aufs Neue. Das
Haus, der Garten, alle unsere alten
Spielplätze erschienen mir verödet
ohne die schwächliche Kindergestalt, die
ich so heimlich herbeimüschte. Selten
ging ich hinauf zu Helenes Vater. Ein
einzigesmal, kurz nach Helenes Tod,
war ich in ihrem Zimmer gewesen, wo
alles unverändert geblieben, wie es zu
ihren Lebzeiten gewesen. „Unsere
Tochter“ saß mit ihrem alten, dummen
Lächeln in ihrem Stübchen. Lieb-
tosend glitten meine Finger über ihr
seidiges Haar, es durchschauerte mich,
als hätte ich die feinen Härchen der
toten Freundin berührt. Mit Trän-
en in den Augen sagte Helenes Vater,
der meine Erschütterung merkte:

„Ihre Puppe! Sie hat mich so sehr,
ich ihr immer zu lassen, aber ich konnte
mich nicht von ihr trennen; sie wird
mir's verzeihen, mein armer Lieb-
ling.“

Zwei Jahre vergingen. Da, als ich
wieder zu den Pfingstferien kam, er-
fuhr ich, daß Helenes Vater vor ein
paar Tagen wieder geheiratet hatte,
eine Witwe mit einer Tochter in He-
lenes Alter. Gerade das empfand mein
leidenschaftliches Knabenherz; wie
konnte man Helene ersetzen wollen!
Und von vornherein war eine Abnei-
gung, ja fast ein Haß in mir, wenn ich
die kleine Olga sah, die nun all die
Wege ging, die Helene gegangen war,
die meiner kleinen Freundin Zimmer-
chen bewohnte und mit ihren biden
Fingerringen an all den teuren Anden-
ken rührte, die mein Kultus der klei-
nen toten Freundin errichtet hatte.
Sie war das Gegenteil der Toten, die
schwarze Olga, ein gefundenes, starkes,
etwas plummes Kind, laut und wild
in ihrem Auftreten. Ich wich ihr aus
und hatte alle Annäherungsversuche
unbeachtet gelassen, die anfangs ziem-
lich häufig erfolgten waren; bei mir
sollte sie Helene nicht verdrängen!

So sah ich an einem Frühlingss-
onntag des Morgens mit einem Buch
unter den Fliederbüschen, die Helene
so sehr geliebt hatte. Da kam Olga
vom Hause her, und in ihrem Arme
hing — „unsere Tochter“, Helenes
jährlig geliebte „Marie“. Es durch-
zuckte mich; also die Puppe war Ol-
gas Eigentum geworden! Der Ge-
danke war mir unerträglich. Ich haßte
dieses kleine Mädchen, das so selbstbe-
wußt, gesund und vergnügt herumließ,
Helenes Eigentum, die Marie, die
schon schmuggig und ruiniert aus-
sah, achlos am Arm hinter sich herziehend.
Unenträglich war mir der Anblick
Helenes Eigentum, die Marie, die
schon schmuggig und ruiniert aus-
sah, achlos am Arm hinter sich herziehend.
Unenträglich war mir der Anblick
ich wollte eben aufstehen, um in das
Haus zu gehen, als man Olga rief.
Sie warf die Puppe zu Boden und
rannte in's Haus. Wüßschnell durch-
fuhr mich ein Gedanke — und schon
hatte ich ihn ausgeführt — „Marie“
sagte in einem Wogen hinter die Flie-
derbüsche. Olga kam gleich darauf
mit einem großen Butterbrot in der
Hand wieder, um die Puppe zu suchen,
rief heulend ins Haus, als sie sie nicht
fand, um die Mutter und das Mäd-
chen zur Hilfe zu holen. Um unbe-
quamen Fragen auszuweichen, hatte
ich mich fortgeschlichen. Während des
Mittagessens wurde auch bei uns von
der verschundenen Puppe gesprochen,
die wohl irrenbein herumziehender
Bettler gestohlen haben müsse. Ich
erörtere nicht einmal bei dem harten

Wort — ich blieb ganz ruhig. Spät
Nachts kroch ich dann leise durchs
Fenster aus meinem zu ebener Erde
gelegenen Zimmer. Eine herrliche,
berühmte Sternennacht. Ich huschte in
den Garten und holte „Marie“ —
Eine Weile überlegte ich — so gern
hätte ich das leise lustige Wunsch er-
füllt, und die Puppe zu ihr gegeben
— aber — auf den Friedhof konnte
ich unmöglich, das sah ich ein. So
holte ich also rasch die Geräte unseres
Gärtners und begann emsig eine
Grube zu schaufeln. Leicht kam's mir
nicht an, wenn ich auch ein kräftiger
Bursch war, mancher Schweißtropfen
perlte mir von der Stirne, aber end-
lich genügte die Grube. Ich küßte noch
einmal zärtlich Helenes Puppe, dann
legte ich sie sorgsam in die Erde, schau-
felte das Loch sorgfältig zu, stampfte
den Boden glatt und feuigte betriebig
auf. Helenes Wunsch war erfüllt.
Eine Kinderlei, gewiß, aber derlei ver-
gisst man nicht.

Wachstum der Weltflotten.

Es wird sehr schwer, uns in die
Zeit zurückzuerheben, in der
der Gedanke, eine deutsche Flotte zu
gründen, zuerst aufkam. Aber wenn
man hört, daß es 1848 dem kleinen
Dänemark mit einer Handvoll Schiffe
 gelang, mit einem Schlag die ganze
deutsche Schifffahrt lahmzulegen und
dagegen ein einziger Dampfer ganz Ham-
burg in Schach halten konnte; wenn
man ferner an die Lächerlichkeit der
dreizehn verschiedenen Flaggen denkt,
die damals von deutschen Schiffen
wehten; so kommt man dem richtigen
Standpunkt schon etwas näher. Da
die Aussicht auf Herstellung eines star-
ken einigen Deutschlands nach 1848
 bald schwind, so ging Preußen auf
eigene Faust vor und stellte für 1849
eine Summe für die Flotte im Etat
ein. Es war eine nach unseren heuti-
gen Begriffen geringe Summe, näm-
lich zwei Millionen Taler, während
man heute etwa das Hundertfache für
die Flotte ausgibt. Aber man muß be-
denken, daß die damaligen Linien-
schiffe, man nannte sie Fregatten, nur
eine geringe Wasserdrängung besa-
ßen, z. B. von 800 Tonnen (Deutsch-
land) oder 1135 Tonnen (Barbarossa);
aber wenn es hoch kam, waren es 1800
Tonnen (Hansa). Und Kreuzer, da-
mals Korvetten genannt, verdrängten
450 Tonnen (Bremen) oder 625 Ton-
nen (Frankfurt). Heute sind schon die
kleinen Kreuzer 4000 bis 5000 Ton-
nen groß und die großen Kreuzer so-
wie die Linienschiffe 23,000 Tonnen
(Moltke, Hergoland). Aber in Wirk-
lichkeit ist kein Grund zum Lächeln
vorhanden, wenn man von zwei Mil-
lionen Talern hört, die für Flotten-
zweck in Preußen angelegt wurden;
man muß sich vielmehr auf den
Standpunkt Moltkes stellen, der vor
der Bildsaulen Osnienaus sagte, dieser
habe mehr geleistet, als er mit zehn
Kampfschiffen. Denn zur Zeit
Kaiser Wilhelms habe man doch reich-
lichere Mittel gehabt; in den
Freiheitskriegen aber habe es überall
gemangelt, und trotzdem sei man des
Korfen Herr geworden; allerdings
mit viel größeren Opfern an Blut.
Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen
die zwei Millionen Taler denn doch
eine ganz andere Bedeutung; und man
kann es dem Prinz-Admiral v. Albat
von Preußen nicht hoch genug anrech-
nen, daß es ihm gelang, für die Ma-
rine eine solche Summe in einer Zeit
flüssig zu machen, in der das Ver-
ständnis für die Seemacht erst auf-
dämmerte.

Im Nachstehenden seien einige Ver-
gleiche über den Zuwachs, den die deut-
sche Flotte seit dem Inkrafttreten des
großen Flottengesetzes von 1900 bis
1911 erhalten hat, gegeben. Die klei-
nen Schiffe seien nicht in Berechnung
gezogen, sondern nur die eigentliche
Kampfschiffe, die Linienschiffe und
großen Kreuzer.

Wir sind es jetzt gewohnt, die Rei-
hensfolge der größeren Seemächte in
folgender Weise zu beginnen: 1. Eng-
land, 2. Vereinigte Staaten von
Nordamerika, 3. Deutschland, 4.
Frankreich. Das war aber keines-
wegs immer so. Es interessiert viel-
leicht, wie es hinsichtlich der Flotten-
stärke zehn Jahre vor dem Flotten-
gesetz stand, nämlich im Jahre 1890.
Zu dieser Zeit lautete die Reihe so:
es besaßen in tausend Tonnen:

1. England 198; 2. Frankreich
146 (annähernd ebenbüttel); 3. Ruf-
land 86; 4. Italien 77; 5. Vereinigte
Staaten nur 7; und 6. Deutschland
nur 5. — Ganz anders sah es im
Jahre 1900 aus:

1. England 715; 2. Frankreich
266; 3. Rußland 228; 4. Deutsch-
land 125; 5. Japan 152; 6. Ver-

einigte Staaten 146; 7. Italien 63;
8. Oesterreich 37.

Man sieht, Frankreich war noch im-
mer die zweite Seemacht; aber wäh-
rend es 1890 nur ein Viertel hinter
England zurückstand, war jetzt das
Uebergewicht Englands annähernd
dreifach geworden. Rußland war mit
einem sichtbaren Aufschwung auf 228,-
000 Tonnen gekommen und hielt so
den dritten Platz fest.

Die Vereinigten Staaten, die über-
haupt erst in dieser Zeit eine moderne
Flotte zu bauen begonnen hatten, wa-
ren mit 146,000 Tonnen auf die
gleiche Stufe mit Deutschland empor-
gestiegen (152,000 Tonnen); eben-
falls stand es mit Japan, das gleichfalls
eine Flotte aus dem Nichts geschaf-
fen hatte und nun mit 152,000 Ton-
nen Deutschland und den Vereinigten
Staaten gleich stand. Italien war
zurückgegangen, und Oesterreich ist
schon damals an der achten Stelle zu
finden. Auch 1911 ist es noch nicht
anders; aber namentlich durch seine
auf Stapel gelegten drei Dread-
noughts ist es trotz seiner geringen
Tonnenzahl auf dem Wege, eine recht
bedeutungsvolle Seemacht zu werden.

Im Jahre 1912 werden die Wir-
kungen der in den verschiedenen Län-
dern beschlossenen Flottengesetze be-
reits einigermaßen sichtbar. Noch
deutlicher tritt dies im Jahre 1904 zu
Tage. Rußland geht von dritten auf
den vierten Platz zurück, denn die Ver-
einigten Staaten steigen in zwei Jah-
ren von 358,000 auf 526,000 Tonnen.

Besonders lehrreich ist auch der
Vergleich der Tabellen von 1890 und
1900 in bezug auf die Stellen Eng-
lands gegenüber dem Zweimäch-
tigen Frankreich und Rußland; denn die
heutige politische Annäherung der drei
Mächte lag damals noch keineswegs
im Bereich der Wahrscheinlichkeit. Im
Jahre 1898 hatten die Franzosen im
Pazifik am oberen Ril befetzt; England
zog seine Flotte im Kanal zusammen
und forderte scharf die sofortige Räu-
mung des Pazifiks, die der damalige
Minister des Auswärtigen, der wohl-
bekannte Delcassé, mit einer beispiel-
losen Selbstbeherrschung seines stol-
zen Landes zusagte. Die Franzosen
dachten damals an alles andere eher
als an eine baldige Verständigung mit
England; sie bezeichneten mit Recht
den Pazifik als ihre größte Niederlage
seit Sedan. Daher wurde in England
und auf dem Festlande sehr sorgfältig
nachgerechnet: 1890 zählte der Zwei-
mächtige zusammen 233,000 Tonnen,
also 37,000 Tonnen mehr als England
(196,000 Tonnen); aber 1900 ergab
sich umgekehrt eine sehr bedeutende
Ueberlegenheit Englands mit 715,000
Tonnen gegenüber Frankreich und
Rußland, die zusammen nur 495,000
Tonnen zählten. Der von den Eng-
ländern stets angestrebte Zweimächte-
stand war also glänzend wiederberge-
stellt.

Im Jahre 1906 fällt Rußland in-
folge des unglücklichen Krieges mit
Japan von vierten auf den sechsten
Platz zurück, und sein Widerstand
Japan steigt, zum Teil mit Hilfe der
eroberten sechs größeren russischen
Schiffe, von 185,000 auf 402,000
Tonnen und gelangt damit von dem
siebenten auf den fünften Platz, den
es bis heute mit voller Sicherheit be-
hauptet hat.

Im Jahre 1908 ging England
durch rücksichtsloses Abstoßen älterer
Schiffe, äußerlich betrachtet, ein klein
wenig zurück, von 1,420,000 auf 1,-
394,000. Dieser Schritt war jedoch
völlig zu billigen; denn der russisch-
japanische Krieg hatte gezeigt, daß die
älteren Schiffe in der Tat nicht viel
mehr sind als Kanonensutter. — In
Frankreich macht sich bereits die Bau-
vergößerungspolitik des Ministers Pe-
letan, das ewige Aneberrn der Bau-
pläne, ja, das Umstoßen der Absichten
seiner Vorgänger in der empfindlich-
sten Weise geltend; denn Frankreich
geht um 100,000 Tonnen (von 684,-
000 auf 585,000 Tonnen) zurück.
Man meinte, die teuren Linienschiffe
sparen zu können, und baute dafür
Torpedoboote und lahme Untersee-
boote.

So wurde Frankreich durch die Ver-
einigten Staaten mit 649,000 Tonnen
endgültig überflügelt und von Deutsch-
land mit 563,000 Tonnen fast eingeholt.
Seitdem ist Frankreich von 1908
bis 1911 um 10,000 Tonnen zurückge-
gangen und hat den dritten Platz, wie
es den Anschein hat, endgültig an
Deutschland abgetreten. Denn der
erhebliche Vorkurs Deutschlands
(823,000 Tonnen gegen 576,000 Ton-
nen Frankreichs) dürfte kaum wieder
einzuholen sein. Deutschland ist damit
den Vereinigten Staaten an die Seite
gerückt (862,000 Tonnen) und wird
unsere Republik demnach ganz errei-
chen, ja sogar überflügeln, namentlich

wenn der Kongreß darauf beharrt,
mit dem Gebrauch, jährlich zwei neue
Schlachtschiffe zu bewilligen, zu bre-
chen.

Zahlreiche patriotisch gesinnte Män-
ner sind der Ansicht, daß Deutschlands
Stellung England gegenüber und da-
mit der Weltfriede nur dann gesichert
ist, wenn es gelingt, das Stärkever-
hältnis England - Deutschland für
Deutschland günstiger zu gestalten.
Erst wenn das der Fall ist, könnte von
Rüstungsminderung auf beiden Seiten
gesprochen werden.

Wie viele Dreadnoughts England
im Jahre 1914 fertig haben wird, ent-
zieht sich noch der Kenntnis; denn
Deutschland und die Vereinigten
Staaten brauchen zur Fertigstellung
eines großen Schiffes mindestens drei
Jahre; England nur zwei Jahre.

Am schwächsten steht es noch mit den
deutschen großen Kreuzern; denn fer-
tig und modern sind in Deutschland
nur zehn, in England aber sind nicht
weniger als vierzig moderne Große
Kreuzer fertig; dazu sind diese engli-
schen Kreuzer fast alle größer als die
deutschen. Erst die allerneuesten deu-
tlichen Großen Kreuzer sind den engli-
schen vollständig gewachsen; in bezug
auf die Schnelligkeit sind sie ihnen so-
gar überlegen. Schon von der Tonn
war mit seinen 28 Seemeilen das
schnellste große Schiff der Welt; und
kaum haben die Engländer diesen Re-
kord einermachen eingeholt, da stellt
der Moltke, der jetzt nach den Ver-
Staaten kommt, mit 29,5 Seemeilen
wieder einen neuen Weltrekord auf.

Und auch dieser Rekord ist in den
jüngsten Tagen durch den Panzerkreuzer
Goeben, der auf seiner Probefahrt
30 1/2 Seemeilen per Stunde zurück-
legte, schon wieder überflügelt worden.

Ein Schlagwort unserer Zeit.

Wer erhebt heutzutage nicht An-
spruch darauf, sich „gebildet“ nennen
zu dürfen? „Bildung“ ist eins der
Schlagworte unserer Zeit geworden,
das die verschiedensten Parteien und
Bestrebungen auf ihre Fahnen schrei-
ben. Der Aufgabe, Bildung in's
Volk zu tragen, wendet sich die Für-
sorge der Besten und Edelsten zu, und
das zu Tage tretende Streben, Bil-
dung zu gewinnen, verfehlt auf der
anderen Seite mit manchen sonst un-
gerechtfertigt erscheinenden Ansprü-
chen.

Wenn nur der Begriff von dem,
was Bildung ist, nicht gar so sehr
verwirrt wäre in den Köpfen! Die
meisten halten Wissen an sich schon
für Bildung; wer viel lernt, wird ge-
bildet, und wer wenig lernt oder nur
ganz lächerliche Kenntnisse gewinnt,
hält sich wenigstens selbst dafür. An-
dere, denen die Erkenntnis dämmert,
daß Bildung auch etwas mit dem
ganzen Wesen und Sein des Men-
schen zu tun hat, sehen wieder ab
vom Wissen und suchen das Gebilde-
sein im Benehmen. Und doch — wie
jemand mit reichem Wissen ein un-
gebildeter Mensch sein kann, so kann
es ein anderer erst recht sein mit den
feinsten Lebensformen. Denn wahre
Bildung ist etwas Volltes und Ganzes,
nimmermehr etwas Einseitiges; der
wahrhaft gebildete Mensch ist
durch fremde oder eigene Erziehung,
durch Wissen und Können, durch
äußere und innere Einflüsse an Geist,
Gemüt und Charakter zu einem Wesen
gestaltet, das man in gewisser
Weise ein lebendiges Kunstwerk nen-
nen kann. Ein Kunstwerk, das nie
ganz vollendet ist, an dem vielmehr in
fortdauernder Arbeit beständig weiter-
geschaffen werden muß.

Darum ist der gelehrteste Mensch
noch lange nicht der gebildetste. Es
kann jemand auf einem Gebiete eine
Autorität sein und nach anderen Sei-
ten hin völlige Unbildung besitzen.
Und es kann ein anderer alle Vor-
züge umfassender Geistesbildung be-
sitzen und doch von wahrer Bildung,
die auch den Charakter einschließt,
weit entfernt sein. Solche Menschen
sind durch ihre Bildung keine Kunst-
werke geworden, weil ihnen die Har-
monie der einzelnen Teile fehlt.

Den Vergleich der Gebildeten mit
einem lebendigen Kunstwerk festhal-
tend, verstehen wir am besten, wie die
Bildung bei den einzelnen sehr ver-
schieden sein kann. Wie es ganz
schlichte Kunstwerke gibt, die doch ein
in sich vollendetes, harmonisch gestal-
tetes Ganzes bilden, so dürfen wir
manchen einen gebildeten Menschen
nennen, dessen Wissen nicht weitra-
gend ist. Reicht es für den Kreis
völlig aus, in dem er steht, beherrscht
es diesen auf fester und sicherer
Grundlage, so genügt es, seinem
Träger den Stempel der Bildung
aufzudrücken. Und andererseits gibt
es hervorragende Menschen, deren
Bildung ein großartiges Kunstwerk

ist, das seinen Einfluß auf weite
Kreise ausübt.

Wenn nun der Erziehung vor al-
lem die Aufgabe zufällt, das große
Werk der Bildung des jungen Ge-
schlechts zu beginnen, an dem das
Leben später fortkarbeiten soll, so darf
sie das Mumfassende derselben nicht
aus den Augen lassen. Es gilt den
ganzen Menschen zu bilden, nicht nur
diese oder jene Seite allein! Und es
gilt, jedem Menschenkinde die Bil-
dung einzupflanzen, die seiner Eigen-
art entspricht, denn nur so kann sie
wesentlich sich entwickeln. Nur so
bleibt sie fern von jenem Zerrbild,
das so oft Bildung heißt und das
doch nichts weiter ist als der hohle,
glänzende Schein, der täuschende Fir-
nis, der die Unbildung des ganzen
Menschen bedt.

Das weibliche Selbstbewußtsein.

Unsere jungen Mädchen wissen heu-
te ihren Wert einzuschätzen. In der
auch richtig einschätzen lernen, damit
das Selbstbewußtsein nicht ausartete
und zur Ueberhebung werde, sei vor
allem jedem jungen Mädchen angera-
ten. Selbstbewußtsein gibt den Men-
schen etwas Würdevolles, Gehaltenes;
macht ihn tatkräftig und zielbewußt.
Er weiß, was er will, er wird das
Leben immer richtig auffassen; alle
spielerische und leichtsinnigen Gedan-
ken sind ihm fremd, und Freude wie
Luft werden sich ihm nur in beher-
rter Reine nahen. Selbstüberhebung aber
macht ihn stolz und eingebildet. Er
muß damit seiner Umgebung unlieb-
lich werden. Ein stolzer und einge-
bildeter Mann ist unangenehm, eine
solche Frau aber wirkt unästhetisch.
Sie weiß alles besser wie die anderen
Menschen; sie widerspricht immer fort
und hat weder Takt noch Gefühl,
kurz — jedermann trachtet ihr aus
dem Wege zu gehen, nur um ihrer
niederdrückenden Selbstüberhebung
auszuweichen. Wenn wir unseren
heutigen jungen Mädchen Selbstbe-
wußtsein als wünschenswerte Tugend
zugeordnet haben möchten, so haben wir
die Gründe dafür in ihrer gegenwär-
tigen Lebensstellung, die so sehr ver-
schieden von derjenigen ist, in der sich
einmal ihre Mütter befanden. Es ist
eine ganz folgerichtige Entwicklung
des weiblichen Selbstbewußtseins vor-
gegangen und wir brauchen da nur
dreißig Jahre zurück zu blicken, um
dieses zu verstehen. — Wenn zu jener
Zeit ein Mädchen geboren wurde, da
zuden die Leute bedauernd die Achsel
und meinten: „Schon wieder ein Mäd-
chen! Armes Ding! Bedauernswerte
Gestalt!“ Man litt damals ordentlich
an der Ueberfülle des weiblichen Men-
schenmaterials, mit dem man nichts
anzufangen wußte. Verheiratete tonnte
man alle Mädchen eben nicht, da
sie ja — wie bereits statistisch nachge-
wiesen worden war — dem männ-
lichen Geschlechte gegenüber eine Ueber-
zahl schon erreicht hatten. Sie an-
dere, damals möglichen Lebensberufen
zuführen, war man aber ebenfalls
nicht immer in der Lage, da sich er-
stens die für das weibliche Geschlecht
in Betracht kommenden Erwerbszwei-
ge nicht immer für jedes Mädchen eigen-
neten, zweitens aber auch an Ueber-
fülle des Jadranges litten. Es war
daher eine ganz natürliche Folge, daß
sich die Frauen jener Zeit mehr wie je
gefnechtet fühlten; es ja vielleischt
ihres geringen Wertes wegen — auch
wurden und sich davon zu befreien
trachteten. Das erste, etwas karita-
tenmäßige Resultat ihres Freiheitsbe-
dranges war dann die emanzipierte
Frau. Sie wurde aber bald von der
erster Arbeit und geistiger Betäti-
gung zurückgetrieben Frau verdrängt.
Was die Frau jener vergangenen
Epoche nur selten besaß, das Selbstbe-
wußtsein, ist heute der niedrigen
Arbeiterin zu eigen, und unsere jun-
gen Mädchen schreiten mit einem stol-
zen Gang durchs Leben. Wissen sie
doch, daß sie selbst es sich zurecht zim-
mern können, ganz nach eigener Will-
kür. Und das ist das wahrhaft
Schöne, was der Mensch auf Erden
erringen kann.

Schau.

Ein Arbeiter, der seinen Freund
auf ein Stübchen besuchte, bemerkte
zu seinem Erlaunen, wie dieser in
dem an der Wand hängenden Kleide
seiner Frau nach der Tasche suchte.
„Was hast Du denn mit der Tasche
von Deiner Alten vor, Ehe?“ fragte
er.

„Ja, siehst Du, Karle, die Sache
ist die: Wenn ich mal 'n bißchen ge-
winne, darf ich nicht wagen, das Geld
in meiner Tasche zu lassen. Ich weiß
aber, daß meine Alte nie auf den Ge-
danken kommen wird, in ihrer eigenen
Tasche nach Geld zu suchen.“